

Durch gemeinsame Sprache getrennt? : Impressionen zum Gebrauch des Deutschen in der Schweiz und in Deutschland

Autor(en): **Reinhardt, Volker**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **69 (2013)**

Heft 2

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-422185>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Durch gemeinsame Sprache getrennt?

Impressionen zum Gebrauch des Deutschen in der Schweiz und in Deutschland

Von Volker Reinhardt¹

Mundart bewirkt Zusammenschluss und Ausschluss, nicht zuletzt Zusammenschluss durch Ausschluss. Dialekt ist daher längst ein Instrument der Politik. Wer Winfried Kretschmann, den Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg, hört, soll Heimat hören und sich politisch heimisch fühlen. Der jahrelang auf Lokomotiven der Deutschen Bahn prangende Baden-Württemberg-Slogan «Wir können alles außer Hochdeutsch» suggerierte Hochtechnologie, gepaart mit Hochsprachdefiziten, offenbar eine von Werbefachleuten für sympathisch gehaltene Kombination. Was auf diese Weise als angeboren, also natürlich – ein weiteres Sympathie-Schlüsselwort unserer Tage – verkauft wird, ist in Wirklichkeit Strategie: nieder mit der schnarrenden Sprachdiktatur der norddeutschen Intellektuellen, zurück zu den lokalen und regionalen Sprachwurzeln, es lebe das sprachliche Wir-Gefühl auf kleinstem Raum!

Nach Politik, Gesellschaft, Kultur, Theologie («Wir kommen alle in den Himmel») hat die Demokratisierung aller Lebensbereiche längst auch die Sprache erfasst. Sprachnormen gelten als unzeitgemäss elitär, hochnäsiger und lächerlich – Kiez-Sprache ist hoffähig, ja fast schon selbst normativ geworden, zumindest für Jüngere. Viele Professoren hingegen antworten auf die Hälfte ihrer Mails nicht mehr, da sie darin mit «Hi» oder ähnlich angedredet werden. Deutsche Politiker ihrerseits lassen das «Herr» oder «Frau» weg. Zudem beschimpfen sie sich traditionell so rüde wie möglich und lassen im Umgang mit anderen Ländern – Stichwort Kavallerie – die elementarste Rücksichtnahme auf Anstand und fremde Empfindlichkeiten vermissen. Für die europäischen Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts war Sprache nicht nur

1 Prof. Dr. Volker Reinhardt, Historiker, Universität Freiburg i. Ü., volker.reinhardt@unifr.ch

der Spiegel der Bildung, sondern auch der Zivilisiertheit und der Moral. Hätten sie recht, wäre Deutschland heute eine sittliche Kloake. Nicht nur Sprachpuristen neigen gelegentlich zu dieser Ansicht. O tempora, o lingua, o mores?

Im Vergleich dazu erscheint die germanophone Schweiz wie eine exotische Sprachinsel. Gewiss, auch hier gibt es Boulevardblätter, die sprachlich manchmal unter die Gürtellinie zielen, doch eher selten wirklich schmerzhaft Treffer landen. Wortgefechte zwischen ideologischen Gegnern im Nationalrat muten wie Honoratiorendebatten des 19. Jahrhunderts an. Eine Erklärung dafür, dass sich politische Gegner eher selten die persönliche Ehre absprechen, liegt verführerisch nahe: Die Schweiz als föderal-republikanisch-genossenschaftlicher «Sonderfall» unter so vielen Höfen und Machtstaaten musste, so scheint es, einen Jargon der Minimalverträglichkeit ausbilden, um den überlebensnotwendigen Basiszusammenhalt im Inneren nicht zu gefährden.

Pflegliche Sprache – aber nicht immer

Doch diese quasi von selbst bereitstehende Deutung bestätigt sich beim Eintauchen in die Vergangenheit nur partiell. Die entstehende Eidgenossenschaft des späten 14. und frühen 15. Jahrhunderts bildete auf oberster politischer Ebene tatsächlich einen Jargon der Pfleglichkeit aus; das hing mit der Notwendigkeit zusammen, Schiedsverfahren zur Überbrückung von Interessenkonflikten erfolgversprechend abzuwickeln. Verstösse gegen diese Sondersprache der wechselseitigen Privilegierung durch Ehrenerweise, ob verbal oder nicht, wurden mit entsprechender Empfindlichkeit registriert, zum Beispiel 1444, als die belagerten Zürcher auf die Niederlage der Eidgenossen bei Sankt Jakob an der Birs mit Jubelstürmen reagierten.

Umso verstörender und den Zusammenhalt des Bundes gefährdender zeigte sich die Entwicklung danach: Im Konfessionellen Zeitalter zwischen 1530 und 1700 haben sich Katholiken und Reformierte auch sprachlich nichts geschenkt. Wer dem falschen Glauben anhing, huldigte dem Bösen. Das spiegelte sich nach Einschätzung der Hard-

liner auf beiden Seiten nicht nur in der perfiden Sprache der religiösen Verführung, sondern musste auch mit aller notwendigen Grobheit gesagt werden. Während des Dreissigjährigen Kriegs forderten reformierte und katholische Geistliche gleichermaßen hitzig in Hetzreden dazu auf, die diabolischen Wortführer der Gegenseite mit Stumpf und Stiel auszurotten. 1656 und 1712 schlug zweimal ihre Stunde, doch stellten die pragmatischeren Politiker in mühsamen Verhandlungen nicht zuletzt sprachlich die Ehre aller Beteiligten wieder her, was sich in Anbetracht der verbal geschlagenen Wunden oft dorniger als der faktische Interessenausgleich gestaltete.

So vollzog sich der nationale Identitätsbildungsprozess des kirchlich gespaltenen Bundes im 18. Jahrhundert in hohem Masse als ein Sprachbereinigungs- und Sprachglättungsvorgang. Er erreichte seinen Höhepunkt mit der 1798 vollzogenen Abschaffung des deutschen Sprachmonopols in der Politik. In der neuen Eidgenossenschaft gab es jetzt franko- und italophone Politiker auf Augenhöhe. Und deren Sprachgebrauch färbte ab; so «latinisierte» sich auch der Diskurs deutschschweizerischer Politiker, mit Langzeitwirkungen bis in die Gegenwart. Und weiterhin werden Verstösse gegen diesen Tabuisierungscode, etwa in Wahlplakaten, mit besonderer Sensibilität zur Kenntnis genommen.

Mundartliche Gruppendynamik

Ein lohnendes Forschungsfeld ist auch der Sprachmodus an der Universität. Er lässt sich am besten mit den Mitteln subjektiver Empirie betreiben; die Ergebnisse sind daher allenfalls begrenzt «wissenschaftlich», doch dafür innerhalb des Kollegiums fast unbegrenzt konsensfähig. Ein Resultat dieser «Feldforschung» auf Korridoren und in Sitzungszimmern lautet: Schweizer KollegInnen sprechen in mehr oder weniger offiziellen Gremien selbstverständlich «Standarddeutsch», wechseln jedoch, wenn die dritte Halbzeit hinter den Kulissen angebrochen ist, in Gruppen von drei bis acht Personen untereinander ins Schweizerdeutsche, auch wenn KollegInnen aus Deutschland dazu zählen, und zwar unmittelbar nachdem sie sich mit diesen auf «Hochdeutsch» unterhalten haben. Das hat auf die Betroffenen einen

Kalte-Dusche-Effekt, da sie sich ausgeschlossen fühlen – die Fortsetzung des Gesprächs mit anderen sprachlichen Mitteln unterscheidet, so scheint es, zwischen Dazugehörigen, die der Vertraulichkeit und damit des Vertrauens würdig sind, und Aussenstehenden, die man an diesen Emotionen der Einschliessung und der Geborgenheit nicht teilhaben lassen möchte, nach dem Muster: Wir verstehen uns subrational, rein gefühlsmässig und durch Herkunft, auf einer Ebene, die euch auf ewig verschlossen bleiben wird!

Doch eine solche Brüskierung qua «Geheimsprache» ist – so weiter das Ergebnis zahlreicher Recherchen – ganz sicher nicht beabsichtigt. Dieser Rückschluss lässt sich unbezweifelbar erhärten, wenn die auf Schweizerdeutsch miteinander redenden Personen notorisch nicht das Heu auf derselben Bühne haben und stattdessen mit dem sprachlich «marginalisierten» Kollegen weitaus engere oder sogar freundschaftliche Kontakte pflegen. Um das Verhältnis zu diesem – so die beruhigende Diagnose – geht es also nicht, doch worum dann? Eine nüchterne Erklärung bestünde darin, dass man durch den Gebrauch des Schweizerdeutschen Konfliktlösungsmechanismen in Gang setzen möchte, und zwar durch den sprachlichen Appell an archaische (Un-)Tiefen persönlicher Befindlichkeit. Dann wäre die «Ursprache» des Dialekts auch in solchen halbprivaten Situationen das Medium des historisch verbürgten Konsenses – siehe oben.

Eine weitaus gängigere Erklärung ist der «Helvetische Hochsprachkomplex» – ein Gemeinplatz und ein Mythos wie der Ödipuskomplex und, was den zugrunde liegenden Sachverhalt betrifft, mindestens ebenso unbeweisbar. Diese generationenübergreifend internalisierte Inferioritätshaltung – denn darum handelt es sich bei genauerem Hinsehen – besagt, auf den kürzest möglichen Punkt gebracht, dass SchweizerInnen gegenüber Deutschen ein angeborenes Beredsamkeitsdefizit auf ihrem Lebensweg mitschleppen. Wie jedes Unterlegenheitsgefühl lässt es sich positiv umdeuten; dann bedeutet es eine «natürliche» Abneigung gegen hohles Geschwätz, speziell gegen akademischen Smalltalk, und die dazugehörige Fähigkeit, Prunkrhetorik als Schall und Rauch zu demaskieren. In Seminaren zum guten Gebrauch der Wissen-

schaftssprache lässt sich beides konstatieren: der auktorial erwünschte Einschüchterungseffekt ebenso wie die gesunde Gegenreaktion, die inhärente Komik hochtrabend verpackter Banalitäten aufzuzeigen.

Doch damit ist die eigentliche Kernfrage noch nicht beantwortet: Was ist dran an der Selbstbezüglichung, die Semi-Fremdsprache Hochdeutsch unvollkommen zu beherrschen? Nach 21-jähriger Lehrtätigkeit an einer schweizerischen Universität und nach der Lektüre von Tausenden wissenschaftlicher Texte, von der Proseminararbeit bis zur Dissertation, lässt sich der selbst konstruierte Mythos, wie vorweggenommen, widerlegen. Schweizer Studierende sprechen und schreiben Standarddeutsch nicht unbeholfener oder holpriger, nicht ärmer im Wortschatz oder ungelinker in der Satzkonstruktion als ihre deutschen KommilitonInnen; wenn sich überhaupt eine Gesamtbilanz ziehen lässt, dann fällt sie eher umgekehrt aus. Doch das heisst nicht, dass Sprachgebrauch und Zugriff auf die Sprache, sei sie gesprochen oder geschrieben, gleich ausfällt. Was als Differenz zu resümieren ist, lässt sich in Stichworten zusammenfassen: Konservatismus, Theorieskepsis, Rhetorikverweigerung.

Beruhigende Ferne von modischen Trends

Am stärksten ins Auge sticht das bewahrende Element im Sprachgebrauch. Vor allem schriftliche Arbeiten weisen eine sehr viel höhere Anzahl traditioneller Wendungen auf, manchmal bis hin zu regelrechten Archaismen, als deutsche Texte aus Deutschland – eine Beobachtung, die sich nach Auskunft französischer Kollegen mutatis mutandis für die Romandie und damit den Gebrauch des Französischen bestätigen lässt. Dieses Phänomen ist umso erklärungsbedürftiger, als schweizerische Studierende, was die angesagten Jargons Gleichaltriger in Deutschland betrifft, durch Fernsehen und Internet auf dem Laufenden sind, also keineswegs vom Hauptstrom isoliert reden oder schreiben. Doch nähern sie sich dem Standarddeutschen offenbar von anderen, gewissermassen distanzierteren Positionen aus an. Distanziert heisst in diesem Fall nicht fremd, sondern konstruktionsbewusster, die sprachliche Gestaltung nicht als selbstverständlich, sondern als zu be-

wältigende Aufgabe betrachtend und daher mit mehr Rücksicht auf Duktus und Stil. Dass sich dieser Zugang im Floskelhaften erschöpfen kann bzw. durch Gestelztheit unfreiwillig komisch wirken kann, mit anderen Worten: das Risiko des Scheiterns in sich birgt, sei nicht verschwiegen, doch ist das eher selten der Fall. Weitaus häufiger stellt sich der Eindruck einer beruhigenden Ferne von modischen Trends oder auch einer positiv konnotierten Altmodischkeit nicht ohne Hintersinnigkeiten ein, den man als Dürrenmatt-Effekt bezeichnen könnte.

Aufs engste mit dieser konservativen Haltung zum geschriebenen Deutsch verknüpft ist die ausgeprägte Zurückhaltung gegenüber rein abstrakten Diskursen. Inhaltlich und vor allem sprachlich akzeptabel werden theoretische Darlegungen nur, wenn sie zugleich anschaulich und am besten mit handfesten Belegen untermauert sind. Sprache, die durch übermässig zelebrierte Abgehobenheit den Bezug zu nachprüf-baren Tatsachen verloren hat, wird von schweizerischen Studierenden instinktiv als Selbstzweck und Imponiergehabe empfunden. Das gilt in noch höherem Masse für die rein schmückende Dimension der Sprache. Hier ist zugleich bei aller «Latinisierung» der Politiksprache die Differenz zum romanischen Sprachduktus am grössten. Annehmbare Sprache muss ein gerüttelt Mass an Volkstümlichkeit, an Bodenständigkeit und Bodenhaftung aufweisen, sonst ist sie der Uneigentlichkeit oder sogar Fremdheit verdächtig. Wirkt hier der so oft so vage in Anspruch genommene Prägeort der Landsgemeinde fort, wo sich auch die Mächtigen populär geben mussten, nicht zuletzt sprachlich? Auch die Oligarchien, die die städtische Schweiz vom 16. bis 18. Jahrhundert dominierten, gaben sich – in ausgeprägtem Gegensatz zu ihrem tatsächlich nachweisbaren professionellen und kulturellen Habitus – betont schlicht und ländlich; diese Topoi der Selbstdarstellung dauern mit der entsprechenden Sprachprägung bis heute fort.

Wie viel semantische Differenz sich hinter diesen unterschiedlichen Sprachnormen und Sprachmodi verbirgt, ist eine ganz andere Frage. Vieles spricht dafür, dass die Formen stärker voneinander abweichen als die Substanzen, dass man sich also trotz aller Sprachklüfte am Ende verständigen kann.